

Persönliches

1994 traf ich beim Morgenspaziergang mit meinen Dackeln am Gutenbergmarkt auf Doris Lott, und sie erzählte mir von ihren Plänen für einen zweiten Band „Vom Glück in Karlsruhe zu leben“ und meinte, ein Beitrag von mir mit Volkshochschule und Hunden wäre da doch ganz passend. Das Buch erschien 1995.

VOM GLÜCK IN KARLSRUHE ZU LEBEN

oder EIGENTLICH FÜHLE ICH MICH IN KARLSRUHE GANZ WOHL

Den Schwaben sagt man nicht gerade eine Neigung zum übertriebenen Ausdruck von Gefühlen nach. Er lobt nie zu sehr. Man sollte nie etwas zu sehr loben, denn es könnte ja noch besser werden, und zuviel Glück macht neidisch. Darüber hat der Schwabe Schiller eine ganze Ballade geschrieben.

Für die Elsässer sind die Karlsruher schon Schwaben. Für die Karlsruher sind die Schwaben eine mit Misstrauen betrachtete Spezies, deren Revier irgendwo westlich oder östlich von Pforzheim beginnt. Schwaben sind in der Regel von Stuttgart ferngesteuert. Baden haben sie sich mit unlauteren Mitteln unter die Nägel gerissen (zwei Volksabstimmungen im Abstand von 16 Jahren), weil es im Badnerland schöner ist oder wegen der Trink-wasserreserven oder warum auch immer. Wenn sie nach Karlsruhe kommen, dann nur, weil sie einem Badener den Arbeitsplatz wegnehmen wollen. Wenn sie aber in Stuttgart bleiben, dann holen sie sich diesen Arbeitsplatz dorthin. Die Karlsruher haben immer das Nachsehen. Das heißt dann schwäbischer Imperialismus oder Stuttgarter Zentralismus oder auch die neue Badenfrage. Es ist zwar bekannt, dass die Karlsruher und Badener den Schwaben intellektuell überlegen sind, trotzdem bringen die es immer wieder fertig, sich Vorteile zu verschaffen, vor allem wegen ihrer Arbeitswut, die wiederum ihre geringere Intelligenz beweist.

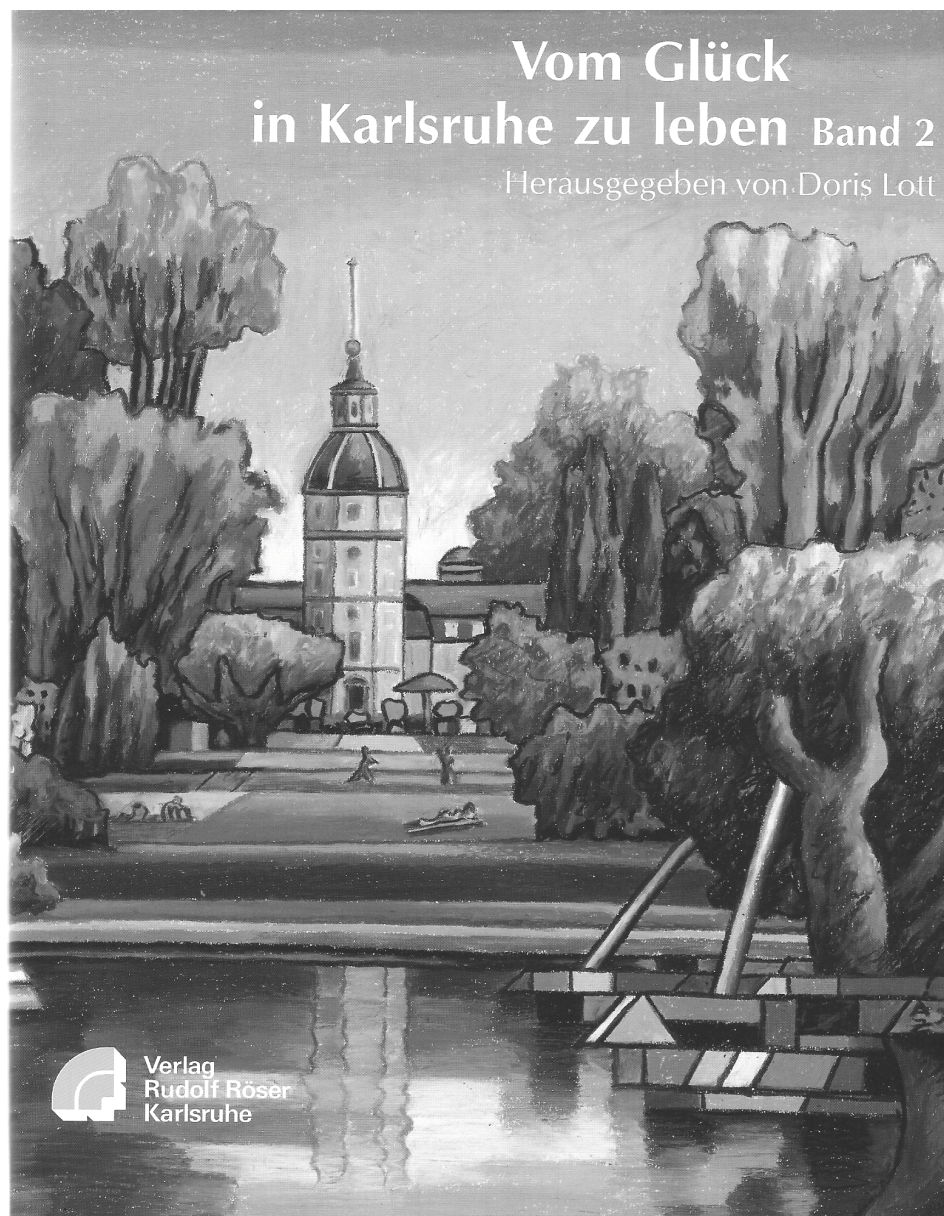
Das alles war mir so nicht und nicht so bekannt, als ich im September 1974 nach Karlsruhe kam. Ich bin zwar auch im Grenzgebiet aufgewachsen, im württembergischen Schwenningen gegenüber dem badischen Villingen, aber da war der Unterschied so ähnlich wie evangelisch und katholisch und von eher prähistorischer Bedeutung. Er konnte den freiwilligen Zusammenschluss zur Doppelstadt Villingen-Schwenningen nicht verhindern. Studiert hatte ich in Tübingen und war dann Lehrer in Trossingen gewesen, bevor ich 1972 für zwei Jahre mit dem Entwicklungsdienst in Kandahar/Afghanistan arbeitete. Ich hätte gern wieder eine kleine Schule in einer kleinen Stadt gefunden. Wahrscheinlich deshalb entschied das Oberschulamt, dass ich in Karlsruhe am neugegründeten Otto-Hahn-Gymnasium anfangen sollte, das eben dabei war, sich zu einer der größten Schulen des Ober-schulamtsbereichs zu entwickeln.

Karlsruhe war also für mich nicht erste Wahl. Meine bisherigen Erfahrungen waren bieder-ländlich, und ich sah den Problemen der Großstadt - Anonymität, Drogensucht und was sonst so im Raum stand - mit gemischten Gefühlen entgegen. Eine Wohnung fand ich in Linkenheim. Von dort aus konnte ich die Schule in der Waldstadt erreichen, ohne Karlsruhe zu berühren. Die ersten Kontakte waren vorsichtig und spärlich: die Landesbibliothek, Kino oder Theater, ein Vortrag, eine Kneipe und, mit Besuchern, denen man etwas zeigen wollte, die Museumsrunde um das Schloss. Das Verhältnis blieb von mir aus vorsichtig unterkühlt (von Karlsruhe aus kann ich es nicht beurteilen, aber man neigt natürlich dazu, die Gegen-seite reziprok zur eigenen Einstellung zu sehen).

Das änderte sich erst, als ich drei Jahre später eine Stelle als "Hauptamtlicher Pädagogischer Mitarbeiter" bei der Volkshochschule übertragen bekam und nach Karlsruhe umzog, in eine Wohnung im "Nibelungenviertel", nicht allzuweit von meinem neuen Arbeitsplatz entfernt. Inzwischen ist Karlsruhe der Ort, an dem ich am längsten gelebt habe, wir haben uns aneinander gewöhnt, und ich fange an, mich als Karlsruher zu fühlen, auch

wenn ich immer noch damit rechnen muss, dass mein Gegenüber nach kurzer Zeit scharfsinnig feststellt "Ah, Sie sind ein Schwabe" (vermutlich ein Ausdruck der überlegenen Intelligenz, in Stuttgart hat mir das noch niemand gesagt).

Mein Arbeitsgebiet bei der Volkshochschule war die Betreuung der Fremdsprachen, und in deren Didaktik bezeichnet man einen Kurs, der die Teilnehmer die ganze Zeit über in Anspruch nimmt und sogar nachts zum Träumen in der Fremdsprache anleitet, als "bain linguistique". So ein ähnliches Tauchbad war für mich die Volkshochschule im Verhältnis zu Karlsruhe. Denn sie ist eine Art öffentlicher Einrichtung, die von der Stadt gefördert wird, und was dort auch geschieht, kann immer das Interesse derjenigen erwecken, die als Repräsentanten der Bürger gewählt sind und sich gern als Gewissen und Inkarnation der Stadt ansehen. So lernte ich bald die VIPs, die Gurus und die Paten der Stadtpolitik kennen und, sehr zum Teil, auch lieben. In unseren Veranstaltungen und Kursen waren sie allerdings selten zu sehen, um so mehr aber die, für die sie so gerne sprechen. Kontakte mit unserer eigentlichen Kundschaft, nach heutigem Sprachgebrauch den Bürgerinnen und Bürgern, gab es täglich und aus den verschiedensten Anlässen. Ich fragte Leute über ihre Vorkenntnisse und Interessen aus, um ihnen dann den meiner Ansicht nach richtigen Kurs zu empfehlen,



ich stellte mich als lebenden Wegweiser in das Gewimmel zu Semesterbeginn, ich nahm Anregungen und Beschwerden zur Kenntnis, und ich versuchte, auch bei ungewöhnlichen Anliegen zu helfen. Unsere sozialen Kontakte zeichnen vor allem aus, dass die Menschen zu uns nicht wegen einer Notlage oder wegen einer Verwaltungsvorschrift kommen, wie etwa beim Sozialamt oder bei der KFZ-Zulassung, sondern aus Interesse. Die wichtigste Gruppe aber, die ich schnell kennen lernen musste und durfte, das waren die etwa 250 Kursleiterinnen und Kursleiter, damals noch Dozenten genannt, für deren Auswahl, Einteilung, Fortbildung und Betreuung ich nun zuständig war. Sie sind das eigentliche Kapital der Volkshochschule, die Nahtstelle zwischen der Organisation und den Teilnehmenden, und an der Qualität ihrer Arbeit hängt der Ruf und das Ansehen der ganzen Einrichtung.

In der Schule hatte ich gern und viel Geschichte unterrichtet, aber immer in den Grenzen, die der Lehrplan der jeweiligen Klasse vorsah. In der Volkshochschule konnte und durfte ich nun als Lehrer das anbieten, was mich interessierte, unter der einzigen Voraussetzung, dass ich mit meinen Themen mehr als zehn Personen ansprach, die bereit waren, dafür etwas zu bezahlen. Damit habe ich im Lauf der Zeit für meine Kursarbeit ganz neue Schwerpunkte entdeckt, etwa das Mittelalter oder auch die Regionalgeschichte, und wenn im kommenden Jahr das achthundertjährige Jubiläum von Durlach gefeiert wird, werde ich auch dazu etwas zu sagen haben. So hat sich auch in meiner eigenen Unterrichtstätigkeit mein Horizont wesentlich erweitert, und das nicht in stiller Schreibtischarbeit, sondern im ständigen Kontakt mit den Menschen, die meine Lehrveranstaltungen besuchen. Dass ich als Volkshochschullehrer akzeptiert worden bin, trägt sicher wesentlich dazu bei, dass ich mich in Karlsruhe "eigentlich ganz wohl fühle".

Es ist ein Gemeinplatz, dass das Karlsruhe von 1995 anders ist als das von 1975, und der Wandel ist an vielen äußeren Veränderungen erkennbar: der Ausbau der Straßenbahn, das ambivalente Verhältnis zum Autoverkehr, neue Wohn- und Gewerbegebiete, städtebauliche Akzente, die die große baugeschichtliche Tradition Karlsruhes fortsetzen, oder auch nicht. Im großen Bereich der Kultur, zu dem die Volkshochschule ja ihren Teil beiträgt, ist dieser Wandel weniger leicht festzumachen. Sicher haben Kultur und Bildung sich sehr verändert, sie wurden demokratischer und individueller, aber damit auch weniger verbindend und verpflichtend. Was den einen das Staatstheater, ist den andern heute das Tollhaus oder das ZKM. Es gibt eine Fülle von Szenen, Einrichtungen und Organisationen, die aktives Mitmachen genauso anbieten wie zurückgelehntes Genießen. Kultur und Subkultur haben sich vermischt, sind nicht mehr so leicht zu unterscheiden. Die Volkshochschule, die Kultur und Bildung vermitteln will, steckt in diesem Prozess mitten drin und trägt in ihrem bescheidenen Rahmen zu einer solchen Veränderung bei. Der lockere Umgang mit einem Personalcomputer kann heute ein Teil der Allgemeinbildung sein wie der gallische Krieg oder Goethes Faust, und im Bauchtanz steckt auch eine neue Philosophie des Körpers.

Eine andere Veränderung, die in der Volkshochschule vielleicht spürbarer ist als anderswo, ist die neue Rolle der Frauen. Als ich bei der Volkshochschule anfang, waren die hierarchischen Ebenen noch klar. Frauen waren Sekretärinnen, Männer Entscheidungsträger. Heute sind von den neun Führungsstellen fünf von Frauen besetzt, drei davon geteilt. Dahinter steht auch eine neue Auffassung von gerechterer Verteilung der Arbeit und vom Verhältnis von Arbeit und Privatleben. Im Programm finden Frauenthemen immer mehr Berücksichtigung, und das Achten auf "geschlechtsneutrale" oder "doppelgeschlechtliche" Bezeichnungen ist nicht nur ein formales Zugeständnis, sondern Ausdruck eines tiefergreifenden Wandels. Die "Frauenperspektiven" sind ein nicht mehr wegzudenkender Teil der städtischen Kulturarbeit, die Karlsruher Frauengeschichte wird in einer Ausstellung und in entsprechenden Publikationen sichtbar gemacht, Frauenpersönlichkeiten aus Kunst, Musik, Geschichte, Literatur, Philosophie oder Naturwissenschaft zeigen den oft vergessenen oder übergangenen Anteil der größeren Hälfte der Menschheit an dem, was heute als Kultur und Zivilisation gilt.

Der Veränderungsprozeß der Stadt in diesen Jahren und mein eigener sind sicher ein Stück parallel, aber nicht identisch, schon deshalb, weil diese Jahre für die allgemeine Entwicklung ein kleiner Schritt, für mich aber ein großer Teil meines aktiven Lebens sind, mit Möglichkeiten der Gestaltung und Selbstverwirklichung, wenn auch in engen Grenzen. Als ich bei der Volkshochschule anfang, war ich der jüngste, seit einiger Zeit bin ich der älteste. Ich bin der "Zeitzeuge", wenn es um früher geht, der Traditionsbewahrer für das gute Alte, der das bessere Neue nicht mehr immer verstehen kann oder will. Dieser Rollentausch ist ein Aspekt des allmählichen, anfangs nur schleichenden Älterwerdens, dem man nicht entgehen und mit dem man umgehen lernen muss. Sehr lehrreich dafür war das Zusammenleben mit meinem Hund Axel, einem Boxermischling, der drei Jahre alt war, als er nach Karlsruhe umzog, ein Macho, dem kein Weg zu weit, kein anderer Hund zu groß und kein Wasser zu tief oder zu kalt war. Mit ihm und meinem Fahrrad lernte ich den Karlsruher Westen kennen, die schönen Wege der Alb entlang, nach Neureut und zurück über das damals noch unbebaute Knielinger Husarenlager, an den Knielinger See oder zum Bahnhof Malsch, jeden Tag zwei Touren, im Jahr siebentausend Kilometer. Das Radfahren war an sich eine ruhige, gleichmäßige und meditative Bewegung, die mir half, meine Aufgaben und Themenstellungen durchzudenken und zu ordnen, aber der Hund erforderte gleichzeitig eine wache Aufmerksamkeit, denn ein anderer Hund, eine Katze oder ein Karnickel konnten das Arrangement sehr plötzlich stören. Hunde altern ähnlich wie Menschen. Sie werden grau und steifbeinig, schwerhörig und vergeßlich, und sie leiden und sterben an ähnlichen Krankheiten. Nur geht alles siebenmal schneller. Nach dieser Rechnung überholte er mich irgendwann 1979, aber noch bis 1987 blieb er leistungsfähig und aktiv, auch wenn er anfang, Katzen und andere Hunde zu übersehen, um sich Aufregungen zu ersparen. Dann erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich zwar wieder einigermaßen erholte, aber jetzt war er ein alter Hund, der das Bein nicht mehr heben konnte, sondern sich auf allen vieren stehend erleichtern mußte. Er markierte kein Revier mehr, und die anderen Hunde wollten ihn nicht mehr kennen, weil er ihnen zu alt war. Sein Geist war manchmal etwas wirr, wo er lag, hinterließ er feuchte Flecken, und in den letzten Monaten mußte ich ihn nachts wecken und hinausführen, damit er nicht auf seine Matratze machte. Wenn die Siebenerregel stimmt, war er 112, als er in den Tagen der Öffnung der DDR-Grenze starb. Er war zwar nur ein Hund, aber bei ihm habe ich miterlebt, was Altern für ein vielschichtiger Komplex ist und dass Altersweisheit auch mit Resignation zu tun hat. In solche Erfahrungen und Reflexionen hinein wurden die Kleingärten zwischen Neureuter Straße und Hertzstraße, die wir oft durchstreift hatten, in einen neuen Friedhof umgestaltet, und als ich mich bei der Überlegung ertappte, dass das sehr wohl meine letzte Station werden könnte, da merkte ich, dass ich mich nun wirklich als Karlsruher fühlte.

Inzwischen habe ich mir zwei junge Dackel zugelegt, mit denen ich zu Fuß unterwegs bin. Das Revier ist kleiner, die Kontakte zu anderen Hunden und ihren Besitzern sind dafür größer. Junge Hunde stellen andere Anforderungen und lassen das bewusste Altwerden wieder etwas in den Hintergrund treten. Wenn alles gut geht, werden sie mich im Alter kurz vor der Jahrtausendwende überholen. In der Zwischenzeit arbeite ich noch an anderen Projekten. So versuche ich nachzuweisen, dass die wirklichen Schwaben der Stauferzeit, auf die sich ja alle berufen, die Hagenauer im Elsass und die Prä-Karlsruher sind. Ob ich dann allerdings noch mein Lebensglück in Karlsruhe genießen kann, weiß ich nicht. Und die Stuttgarter werden davon auch nichts hören wollen.

1995 entdeckte ich in der Erfolgsautorin Gaby Hauptmann eine ehemalige Deutschschülerin aus dem Gymnasium Trossingen. Sie hielt es für eine gute Idee, wenn ich zu ihrem neuen Roman „Die Lüge im Bett“ ein Nachwort schreiben würde. Das fiel aber natürlich zu lang aus und wurde für die Veröffentlichung 1997 auf die Hälfte verkürzt. Hier wird es im originalen Umfang veröffentlicht. Die verkürzte Version war im übrigen mein größter literarischer Erfolg, zumindest von der Auflage her.

NACHWORT

In meiner Erinnerung ist Gaby immer noch ein zwölfjähriges Kind. Ich war damals ein junger Lehrer am Trossinger Gymnasium, engagiert, aber mit den falschen Fächern. So wurde ich immer wieder fachfremd eingesetzt, und in meinem dritten Schuljahr bekam ich eine zweite (heute sechste) Klasse in Deutsch und Mathematik und als Klassenlehrer. Sie saß (immer meiner Erinnerung nach) von mir aus gesehen auf der rechten Seite in der vorletzten Reihe neben ihrer Freundin Kornelia, die immer sehr adrett und mädchenhaft angezogen war. Gaby stelle ich mir mit kurzem Haar, in Hosen und mit Bluse und Weste vor (es kann aber natürlich auch sein, dass sie immer lange Haare hatte). Die verräterisch männliche Sprache nennt diese Frisur Bubikopf und die Kleidung jungenhaft, aber ich weiß nicht, ob Gaby lieber ein Junge sein wollte. Sie war einfach noch ein Kind, offen und interessiert, sehr spontan, ablenkbar, lustig, aber auch empfindlich, was Gerechtigkeit und Korrektheit nicht nur ihr gegenüber betraf.

Ich denke, dass Gaby damals gerne zur Schule ging, einfach weil es unterhaltend war und ihr viele neue Anregungen brachte. Aber im schulischen Sinn war sie nicht ehrgeizig, und was sie langweilig fand, konnte sie auch schleifen lassen. Ich erinnere mich auch noch an ihren Vater, der vielleicht zehn Jahre älter als ich war und mir alt vorkam. Anders als die meisten Eltern, die sich um die Leistungen ihrer Kinder kümmern, schien er das Schwanken ihrer Interessen und Leistungen und den fehlenden Schullehrgeiz nicht als Katastrophe zu empfinden, sondern zu tolerieren oder sogar für richtig zu halten.

In Deutsch stand auf dieser Stufe Spracherziehung auf dem Plan, das Entwickeln der Fähigkeit, mit der deutschen Sprache aktiv und passiv differenzierter umzugehen. Dazu gehörte auch die Rechtschreibung und Zeichensetzung. Davon hielt Gaby nicht viel. Ob man "ich mußte" oder "ich musste" schreibt, war uninteressant, und dass es wichtig war, behaupteten nur die Lehrer. Ich kann mir deshalb nicht vorstellen, dass sie heute viel Verständnis für die etwas langsamen deutschen Dichter und Denker entwickelt, die jetzt plötzlich die Gefahr erkennen, die unserer Kultur von der Rechtschreibreform droht. Die damalige Gaby hätte eine Chance darin gesehen, dass für die nächsten Jahre verschiedene Schreibweisen zugelassen sind und damit ein kreativerer Gebrauch möglich wird. Ob diese größere Freiheit ab einem Stichtag im kommenden Jahrtausend einfach wieder abgeschafft werden kann, scheint fraglich, und das ist auch noch weit weg. Zum Üben wurden Diktate geschrieben, und natürlich auch als Klassenarbeiten, schon weil die schnell zu korrigieren waren. Mein Notenbüchlein, das ich zur Objektivierung meiner Erinnerung herangezogen habe, zeigt zwölf Arbeiten, sechs Aufsätze und sechs Diktate. Gaby hat alle mitgeschrieben. Die Diktatnoten gehen von 2,5 bis 4,5 mit einer Tendenz zu 4.

Aufsatzthemen waren Schilderungen von Ereignissen, erlebten oder erfundenen. Es ging um eine Geschichte, ihre Darstellung und Ausgestaltung. Gaby schrieb von der ersten bis zur letzten Minute, zum Durchlesen blieb ihr keine Zeit, und auch nicht zum Überlegen eines Gesamtkonzepts. Ihre Aufsätze waren Phantasiereisen, die sich vom ursprünglich gestellten Thema mehr oder weniger weit entfernten, Traumszenarien mit plötzlichen und unerwarteten Realitätssprüngen, und sie ließ sich von Einfall zu Einfall weiterziehen und hatte am Anfang eines solchen Werkes wahrscheinlich noch keine Vorstellung davon, wo sie dieses Mal landen würde. Die äußere Form der Aufsätze war unbefriedigend, dafür war ihr Inhalt immer unerwartet, phantastisch und faszinierend, gelegentlich noch aufgelockert durch eine kleine Illustration. Sie waren deshalb nicht einfach zu benoten, aber es war immer ein Vergnügen,

sie zu lesen. Dabei war mir als jungem und zu allem fachfremden Lehrer nicht klar, ob ich Gaby auf diesem Weg eher ermuntern oder lieber bremsen sollte, denn sie würde auch andere Lehrer bekommen, und von der Tendenz her gilt in der Schule Disziplin doch deutlich mehr als Kreativität und Phantasie, sogar bei den Aufsätzen.

In der dritten Klasse hatte ich Gaby in Mathematik und Französisch, in der in achte umbenannten vierten nur noch in Mathematik. Ich bilde mir ein, dass es mir gelungen war, in dieser Klasse in Mathematik eine gute Arbeitsatmosphäre zu schaffen, in der sehr viel selbstständig und individuell gearbeitet wurde, und obwohl der Schwierigkeitsgrad sicher zunahm, verbesserte sie sich auf befriedigend. Mein Notenbuch als objektivierte Gedächtnis trägt jedoch am Ende dieser Klasse den Bleistiftvermerk "nicht versetzt", inzwischen offenbar mit einer 4 in Deutsch. Meine Erinnerung an Gaby ist allerdings sehr selektiv. Ich habe keine Vorstellung mehr davon, wie sie am Ende dieser Zeit war, aber wahrscheinlich noch keine ausgeprägt weibliche Erscheinung wie manche ihrer Klassen-kameradinnen. Für mich bleibt sie vor allem die zwölfjährige Aufsatzschreiberin.

Im darauffolgenden Jahr verließ ich Trossingen und ging für zwei Jahre nach Afghanistan, und danach kam ich an eine Schule nach Karlsruhe. Natürlich erhielt ich am Anfang noch Briefe aus der alten Schule, aber allmählich brachen die Kontakte ab, nicht aber die Erinnerungen. Bei manchen hätte ich doch gerne gewusst, was aus ihnen geworden war, und Gaby gehörte sicher dazu. Die erste Spur war dann ein Film im dritten Programm über einen Maler aus Freiburg, der sich von seiner Familie getrennt hatte und über den zweiten Weltkrieg in einer Hütte im Schwarzwald lebte und diesen Schwarzwald in eindrucksvollen Bildern malte. Im Abspann hieß es, dass seine Enkelin Gaby Hauptmann diesen Film realisiert habe. Aber wo nachfragen? Dem Entschluss, an den Südwestfunk zu schreiben, ging es wie anderen guten Vorsätzen. Aber einige Zeit später, ich war inzwischen bei der Volkshochschule gelandet und dort auch für Literatur zuständig, fand ich in einer Ankündigung des Piper Verlages Gaby Hauptmann mit ihrem neuen Roman. Als Antwort auf meine vorsichtige schriftliche Anfrage beim Verlag meldete sich wenig später am Telefon "ein Gespenst aus meiner Vergangenheit".

Auch das ist nicht so einfach. Erinnerungen gehören einem selber, ich habe meine und sie hat ihre. Die Wirklichkeit ist oft anders, und Klassentreffen können zu Alpträumen werden. War das der Lehrer, der früher einmal so wichtig war? Oder die Schülerin, der ich einmal soviel zutraute? Oder der Mitschüler, der unzertrennlicher Freund gewesen war? Auch die drei Musketiere von Dumas kämpften zwanzig Jahre später in verschiedenen Lagern und für sehr viel weniger ideale Ziele. Wir waren deshalb vorsichtig und haben zuerst einmal unsere Werke ausgetauscht. Für einen Band historischer Portraits aus dem Mittelalter erhielt ich die Suche nach dem impotenten Mann fürs Leben. Ob sie meine Kaiserinnen gelesen hat, weiss ich nicht. Ich nahm die impotenten Männer auf eine Urlaubsreise nach Osteuropa mit, und in der Erinnerung verbinden sie sich mit Bildern von Prag, Zakopane und Budapest. Ich las das Buch als spannende und nette Unterhaltung, aber natürlich auch befangen, denn man identifiziert das Geschriebene ja unwillkürlich mit der Schreiberin, die man aus ganz anderen Zusammenhängen kennt, und irgendwo hatte ich auch den Blick des Lehrers, der die Leistung einer wiedergefundenen Lieblingsschülerin bewertet und dabei nicht nur das Positive sehen will.

Die Phantasiereise erkannte ich leicht wieder, das atemlose Aneinanderreihen von Erlebtem und Erdachtem, das Überspringen von einer Geschichte in die andere. Ich denke, dass die impotenten Männer keinem vorher aufgestellten Konzept folgten, sondern sich beim Schreiben entwickelten und verzweigten. Dafür hat Gaby auch die adäquate literarische Form gefunden, den Anzeigenroman. Denn es genügt, eine überraschende und aberwitzige Anzeige zu formulieren (Unglaublich, das stammt von ihr, denkt Carmen, als sie die Anzeige sieht), um mit jeder neuen Antwort ganz zwanglos eine andere Persönlichkeit und eine neue Geschichte einzuführen, die die Handlung bereichert, verzögert oder auch arabesk verziert. Aber dabei bleibt es nicht. Die doppelte Südafrika - Connection, die Verbindung von Elvira

Gohde und Stefan Kaltenstein, dann die Entführung von Stefan, das ist die Lust am Fabulieren, am Verwirren und Verknoten von Handlungssträngen, das sind streng genommen Ablenkungsmanöver, die dennoch und gerade den besonderen Charme des Buches ausmachen. Und keiner wird vergessen. Selbst der impotente Oliver meldet sich nach seiner Rückkehr aus New York und damit endgültig ab. Nur die Frau, die die abgelegten Anzeigen bekommt, taucht nicht wieder auf.

Weniger gefallen hat mir die inhaltliche und sprachliche Ausführung. Carmen Legg ist eine tüchtige Versicherungskauffrau, sie besucht gelegentlich ihre Eltern und wohnt in einer Altbauwohnung, aber ihr Bücherschrank und ihre Wohnung bleiben irgendwie leer, und ähnlich ist es bei ihr selber. Sie ist gesellschaftlich schwer einzuordnen, auch wenn gelegentlich wie beim Geschenkauspacken oder bei den Verhaltensregeln der Mutter konkrete Bezüge da sind. Die Lebensart wird mehr verdeckt als ersetzt durch eine aufgesetzte Toskanamentalität mit fortwährenden italienischen Genüssen. Dazu kommen bestimmte Autotypen und andere Accessoires, die recht oberflächlich ein modisches Ambiente charakterisieren. Ähnlich habe ich auch die Sprache empfunden. "Wir danken allen Heiligen, dass du wieder da bist", sagt Carmen zu Elvira, als diese aus ihrer Ohnmacht erwacht, und ähnliche Beispiele einer superlativischen Ausdrucksweise, die sich inflationär entwertet, finden sich durchgehend, wirken vielleicht zuerst wie moderne Jugendsprache, schaden aber auf die Dauer dem Text.

Beim ersten Durchgang hat mir die Auflösung der Geschichte überhaupt nicht zugesagt. Carmen hat sich von einem Supermacho einwickeln lassen und beeilt sich zum Schluss, endlich mit ihm ins Bett zu kommen. Damit ist die Welt wieder in Ordnung. Die Geschichte hätte dann ein Jahr später wieder am Anfang beginnen können. Weil sie sich von David (statt von Peter) bedrängt fühlt, gibt sie die nächste Anzeige auf. Beim Nachlesen habe ich dieses Urteil revidiert. Carmen macht ein Experiment, sie weiss vorher nicht, auf was sie sich einlässt, sie ist selbst immer wieder erstaunt über die Intensivierung ihres Lebens, die die Anzeige ausgelöst hat. Der Auslöser für dieses Experiment ist der Leidensdruck, dem sie als attraktive Frau geschäftlich wie privat ausgesetzt ist. Sie identifiziert die sie störenden Verhaltensweisen mit der männlichen Sexualität, und deshalb sucht sie einen impotenten Mann, um mit ihm eine nicht vom Penis beherrschte Zweierbeziehung aufzubauen. Aber das scheitert daran, dass das männliche Verhalten eine komplexe Mischung aus Erziehung und Prägung ist, die sich durch die individuelle Impotenz nicht verändert. Die impotenten Männer sind kein drittes Geschlecht, sondern potente im Wartestand mit denselben Problemen und Mechanismen, wenn nicht noch schlimmeren. Der potente David, der sich aus Liebe zu Carmen impotent gibt, hat vielleicht mehr daraus gelernt als die wirklich Impotenten.

Das Ergebnis des Experiments ist eindeutig. Die Männerwelt, der Machismo, das Anmachens, aber auch das Geschäftsleben sind sicher von der aggressiveren männlichen Sexualität geprägt, aber schon seit so langer Zeit und so habitualisiert, dass persönliches Unvermögen daran gar nichts ändert. Deshalb ist Carmens Versuch, auf diesem Weg die Welt zu ändern, gescheitert. Sie hat dafür ein persönliches Glück gefunden, von dem man nur hoffen kann, dass es tragfähig bleibt (auch in Erinnerung an Tucholskys Betrachtung darüber, warum immer beim Happy-End ausgeblendet wird). Gaby Hauptmann gönnt ihr sicher dieses Glück, aber sie weiss auch, dass sie mit dieser Phantasiereise die Auseinandersetzung mit der Männerwelt noch nicht abgeschlossen hat. So folgt auf den impotenten Mann fürs Leben die Weiterführung dieser Abrechnung: "Nur ein toter Mann ist ein guter Mann".

Der zweite Roman ist vielleicht nicht ganz so phantastisch wie der erste, obwohl auch hier manche Arabeske rankt. Warum muss der arme Klavierschätzer, der doch Aussicht auf eine Professur in Trossingen hat, von einem Elefantentöter zerrissen werden? Die Geschichte ist konsequent aufgebaut, mit Elementen des Kriminalromans und viel schwarzem Humor. Im Mittelpunkt steht die eben Witwe gewordene Ursula Winkler, die am Tod nichts mehr fürchtet als das dumpfe Prasseln der Erde auf den Sarg. Ursula ist von ihrem Milieu her genauer definiert, aus kleinen Anfängen unter persönlichen Opfern in ein reiches Milieu

aufgestiegen, das ganz von ihrem Mann geprägt war. Sie war immer am Geschäft beteiligt und ohne große Illusionen über seine Treue oder sein Geschäftsgebahren. Persönlich nutzt sie seinen Tod, um sich von der protzig erdrückenden Wohnungseinrichtung zu befreien und ihre eigene leichtere und hellere Atmosphäre zu schaffen, die ihr Kraft und Halt gibt. Im Geschäft stößt sie bei der Übernahme überall auf Ablehnung, auf die männliche Kumpanei und das männliche Beziehungsgeflecht. Die Banker wollen sie unter Druck setzen, der Konkurrent will sie zum Verkauf zwingen, die Aufträge werden storniert.

Ursula kämpft sich durch diese Schwierigkeiten durch, ergründet die Mechanismen der Macht ihres Mannes und zollt ihm im Nachhinein eine widerwillige Hochachtung, denn er hat die Banker mit Intimfotos zu günstigen Konditionen gezwungen. Sie stellt fest, dass der Konkurrent nur der grosse Angeber ist, der Betrieb aber seiner Frau gehört. Mit der einigt sie sich auf ein neues Firmenkonzept, und Willy Waffel wird geschäftlich wie persönlich auf die Straße gesetzt. Die Männerwelt wird von den Frauen nicht mehr nur erlitten, sondern auch ausgehebelt. Willy Waffel fragt Ursula: "Wollen Sie mich umbringen?" "Wozu denn noch", antwortet Ursula, denn er ist im Sinn des Buchtitels tot, erledigt für die Welt der Geschäfte und der Männer, in der er in einer erheirateten Position seinen Platz gehabt hatte.

Die interessanteste Person ist für mich aber nicht Ursula Winkler, sondern die unbekannte Elisabeth Stein, die erst in der zweiten Hälfte des Buches auftaucht. Mit ihr hat Ursulas Mann die Erpresserfotos produziert und dafür ihren Lebensunterhalt gesichert. Sie hat einen anderen Walter Winkler gekannt als Ursula, und Walter wird für Ursula im Nachhinein menschlicher. Die Gespräche zwischen Ursula und Elisabeth sind sehr vielschichtig und zeigen meinem Eindruck nach viel von dem, warum es Gaby jenseits der reißerischen Buchtitel geht, nämlich doch um eine menschlichere Welt, die aber nur auf dem Umweg über die Frauen erreicht werden kann, weil die Männer in ihren traditionellen Verhaltensweisen zu festgefahren und zu gefangen sind. Elisabeth und ihre Tochter Jill sind die Hoffnung auf die Zukunft. Und vielleicht auch ein Stück persönliche Biografie: Die Schilderung der jungen Mutter, wie sie mit dem Kind gesellschaftlich abstürzt und vom Vater mit staatlich-juristischer Rückendeckung finanziell sitzengelassen wird, schmeckt nach eigener Erfahrung.

Sprachlich ist das Buch gereifter, die Ausdrucksweise ist zurückhaltender und präziser. Wie bei den impotenten Männern ist die Erzählweise direkt, in der dritten Person, aber immer aus dem Blickwinkel der Leitfigur, immer im Präsens der augenblicklichen Situation, mit viel wörtlicher Rede. Wie Carmen erlebt auch Ursula alles an, aus und in sich selbst, es gibt keine neutrale Erzählerin außerhalb, die mehr oder etwas anderes weiß als die Heldin. So bleibt trotz der dritten Person ein stark biografisches Element, die Entwicklung einer Persönlichkeit, einer Frau, und natürlich irgendwo auch die Frage, was diese Frau mit Gaby Hauptmann zu tun hat. Der Roman beginnt mit der Beerdigung Walter Winklers. Es folgen einige Todesfälle, an denen Ursula Winkler beteiligt ist, ohne dass man es ihr übelnehmen würde. Er endet überraschend mit ihrer Verhaftung wegen der Ermordung ihres Mannes. Doch bleibt alles offen, denn Ludwig, der mit dem Gift experimentiert und sie angezeigt hat, ist tot. War sie es, oder war es eine Intrige Ludwigs, wird die Polizei es ihr nachweisen können, und wird sie mit den anderen Todesfällen in Verbindung gebracht werden? So wie das Buch angelegt ist, können und müssen wir für Ursula hoffen.

Für mich hat sich Gaby Hauptmann vom ersten zum zweiten Buch erheblich gesteigert, und so können wir auf das dritte gespannt sein. Merkwürdig ist für einen alten Französischlehrer allerdings die unmotiviert Verwendung weiblicher Endungen in französischen Ausdrücken. "Frische Waldpilze auf Radiccio Romaine" bekommt Carmen auf Schloss Kaltenstein, und Walter schenkt Ludwig einen "47iger Saint Emilion Impériale" zum Geburtstag. Zuerst habe ich gewöhnliche Nachlässigkeit vermutet, aber bei gründlicherem Nachdenken ließe sich vielleicht auch darin ein tieferer Sinn entdecken.

1998/9 habe ich viel für das Adelheid-Jubiläum gearbeitet. Unter anderem habe ich für die Gemeinde Seltz ein Theaterstück über das Leben der Kaiserin ausgearbeitet, das eigentlich im November 1999 von einer Theatergruppe aufgeführt werden sollte. Aber erst als Nathalie Cellier im Jahr 2000 die Regie und die Hauptrolle übernahm, kam es im Dezember zu einer beeindruckenden Aufführung in der Kirche St. Etienne von Seltz. Die Theatergruppe bestand aus Seltzern und aus der PAMINA-Theatergruppe. Ich habe das Stück auf französisch geschrieben, aber von Liliane Obreiter gegenlesen und kontrollieren lassen.

Die alte Kaiserin wurde von Nathalie Cellier gespielt, Odilo von Cluny von ihrem Mann Peter Steiner, die Kaiserin in den Spielszenen wurde von drei verschiedenen alten Frauen gespielt.

Adélaïde

Impératrice et Sainte

Pièce de théâtre pour le 6 novembre 1999 à Seltz

La pièce suit de près le récit «La vie de l'impératrice Adélaïde» d'Odilon, abbé de Cluny qui avait été en contact fréquent avec la vieille impératrice et à qui elle avait raconté beaucoup de détails sur sa vie mouvementée.

La pièce se concentre sur cette situation et fait raconter à Adélaïde les étapes de sa vie. La vieille Adélaïde et Odilon forment le cadre général. Dans une sorte de retour en arrière, quelques situations extrêmement importantes sont évoquées et revécues. A la fin, Odilon lit le récit de la mort de l'impératrice qui quitte ce monde en sainte.

La scène est un cadre neutre, une pièce ou salle avec des colonnes qui est successivement à Pavie, à Rome et à Seltz.

Cadre général (à jouer devant la scène)

Personnes: la vieille Impératrice et l'abbé Odilon de Cluny

(Remarque: En principe, c'est l'impératrice qui parle et Odilon qui écoute, écrit dans un grand cahier, commence à poser une question ou hoche la tête. Donc, c'est un monologue, mais les spectateurs devraient avoir l'impression d'un dialogue. Mais attention. Il ne faut pas donner l'impression d'une femme bavarde qui parle constamment sans qu'on puisse l'interrompre)

L'impératrice :

Mon père est mort, quand j'avais à peine six ans. Je me rappelle encore le jour de son enterrement. Quelques semaines après, très vite, Hugues, le roi d'Italie s'est présenté à Saint-Maurice. Il a dit à ma mère Berthe: „Vous n'avez pas, comme d'autres femmes, le temps de pleurer et de porter le deuil, car vous avez une responsabilité envers votre peuple. Votre fils est encore un enfant, et la meilleure solution c'est que vous m'épousiez tout de suite. Je prendrai votre fils sous ma tutelle, et votre fille sera fiancée à mon fils Lothaire. Ainsi nous réunirons nos royaumes et nous pourrions mieux protéger le pouvoir dont nos fils vont hériter un jour.“

C'est comme ça que je suis venue en Italie, à Pavie, qu'on m'a fiancée à Lothaire, un joli garçon de deux ans mon aîné. Avec lui et quelques autres enfants, nous sommes allés à l'école pour apprendre le latin et le grec et pour lire les grands auteurs de la tradition latine et chrétienne. Mais la vie n'était pas facile à Pavie, et elle devint pire chaque année. Car le margrave Bérenger avait beaucoup de pouvoir et beaucoup d'hommes, et il n'avait pas oublié que son oncle avait été tué par Hugues.

Le jour de mon mariage, dix ans après mon arrivée à Pavie, il a demandé à me parler ...

Scène : Palais de Pavie, Salle (947

Adélaïde, une serviteure qui l'habille pour le mariage

Bérenger et sa femme Villa

Plus tard Lothaire

Adélaïde :

Vous avez insisté pour me parler avant que je sois mariée avec le roi Lothaire. Qu'est-ce que vous avez de si important à me dire?

Bérenger :

Je crois que vous faites une grande erreur, si vous épousez Lothaire parce que sa cause est déjà perdue. Mon oncle était le légitime roi d'Italie et même empereur, et Hugues l'a lâchement tué. Hugues ne vivra plus longtemps, et c'est moi qui serai le prochain roi et ma femme Villa sera reine.

Je vous propose une solution rapide et définitive. Dans l'église, au lieu de dire Oui quand on vous le demandera, vous direz Non, je veux épouser Adalbert, le fils de Bérenger qui est le légitime roi d'Italie. A ce signe, mes hommes se lèveront et tueront Hugues, Lothaire et leurs principaux serviteurs qui ne s'attendent pas à une telle manoeuvre.

Villa :

Vous serez ma belle-fille bien-aimée et la future mère d'une famille de rois d'Italie et d'empereurs de la maison de Bérenger.

Adélaïde :

Mais c'est affreux. Je vous ai vu faire un serment solennel de fidélité à Lothaire lors de son couronnement, et aujourd'hui vous vous êtes engagé à conduire la fiancée à l'église, à la place de mon père, et maintenant, vous proposez la trahison et le meurtre.

Villa :

Mais c'est pour votre avenir.

Adélaïde :

Lothaire est un homme de caractère, et je l'aime. Adalbert était avec nous à l'école. C'était un mauvais garçon qui aimait torturer les animaux et ses camarades, et en plus, il est laid avec ces cheveux roux et son visage plein de boutons et de furoncles. Je ne supporterais pas qu'il me touche.

Villa :

Ah, la jolie princesse qui fait la hautaine. Si vous pensez que mon fils n'est pas assez beau pour vous, vous le regretterez bien un jour.

Serviteure :

Sa majesté le roi (Lothaire entre)

Lothaire :
Mais qu'est-ce qui se passe? On vous attend.
Bérenger, conduisez la fiancée à l'église.

Bérenger :
Sire, je suis votre dévoué serviteur.

Entracte devant la scène

L'impératrice :
Un an après, le roi Hugues mourut. La situation de Lothaire devint de plus en plus difficile. Nous étions entourés des espions de Bérenger, les serviteurs et les hommes d'armes ne suivirent plus les ordres du roi, mais essayèrent de faire plaisir à Bérenger en s'adressant à nous avec insolence. Adalbert était l'un des plus méchants. Nos amis furent éloignés, attaqués ou achetés. Moi, je m'occupais de notre petite fille Emma, née peu après la mort de mon beau-père, le roi Hugues.

C'est peut-être à cause d'elle que je n'ai pas tout à fait réalisé, comme le chagrin et les soucis rongeaient l'âme de Lothaire et nuisaient à sa santé. Il mourut moins de trois ans après notre mariage, officiellement d'une fièvre maligne.

Scène : Palais de Pavie, Salle (950)

Le cadavre de Lothaire sur une table
Adélaïde en deuil, priant
Bérenger et sa femme Villa entrent

Bérenger :
Vous voilà veuve et seule. Votre dernière chance maintenant, c'est de vous rallier à ma famille, d'épouser le plus vite possible Adalbert et de cacher votre petite bâtarde dans un couvent quelque part. Sinon, vous serez perdue.

Adélaïde :
Vous êtes un monstre. Je suis ici pour pleurer mon mari bien-aimé, le roi Lothaire à qui vous avez prêté serment de fidélité, et vous venez l'insulter devant moi et me forcer de l'insulter moi-même en me proposant votre fils à sa place, cet abominable Adalbert.

Villa :
Je t'ai bien dit qu'elle allait être têtue. Il faut qu'elle soit privée de tous ses biens pour l'empêcher de soutenir nos ennemis, et en plus, c'est moi la reine maintenant, et tous les bijoux, les pierres précieuses, les bracelets sont à moi. Serviteurs, fouillez la place!

Quelques serviteurs entrent, ouvrent des caisses et des coffres, cherchent des bijoux qu'ils montrent à Villa.

Villa :
Et maintenant, emmenez-la! Qu'on la conduise en toute clandestinité au château de Garda. Elle sera prisonnière jusqu'à ce qu'elle prie mon fils Adalbert sur les genoux de l'épouser, et quand il ne voudra plus d'elle, tant pis, elle restera là pour toujours.

Adélaïde :

Laissez-moi au moins jusqu'à l'enterrement de mon mari et roi.

Bérenger :

Il n'y aura pas d'enterrement. Cette nuit mes hommes vont faire disparaître le cadavre, et celui de son père avec lui. Je ne veux plus de souvenirs, ni de lieu de rencontre pour une opposition que je vais détruire brutalement. Emmenez-là immédiatement!

Des soldats entrent et saisissent Adélaïde

Entracte devant la scène

L'impératrice :

Ainsi, on m'a fait prisonnière. Mais le diacre du château qui venait chaque jour prier avec moi vit cette grande injustice et se décida à m'aider. Nous avons creusé pendant de longues nuits un souterrain sous la chapelle jusqu'à l'extérieur. Nous nous sommes enfuis, mais nous nous sommes perdus dans un marais, et c'est un vieux pêcheur qui nous a sauvés.

Entre-temps Bérenger avait trouvé son maître. Le roi Otton de Germanie, qui avait entendu parler de la mort de Lothaire, du comportement ignoble de Bérenger et de mes malheurs, et il avait traversé les Alpes avec son armée et pris possession de Pavie. Quand je suis revenue, il était déjà roi d'Italie et m'attendait dans notre palais.

Scène : Palais de Pavie, Salle (951)

Otton en conseil avec son frère Henri duc de Bavière et son fils Liudolf duc de Souabe

Liudolf :

Mon père, c'est vous maintenant le roi d'Italie. Il faut être sévère avec Bérenger et ses fidèles et étouffer l'opposition.

Henri : Je ne suis pas de l'avis de mon neveu. Je crois qu'il faut être prudent et respecter les sentiments dynastiques des gens d'ici.

Liudolf :

Comment? Vous voulez prier Bérenger de revenir et de reprendre sa place ici? Et peut-être mon père devrait-il s'humilier devant lui et demander pardon d'avoir traversé les Alpes?

Henri :

Non, bien sûr. Il faut anéantir Berenger. Mais c'est plus simple avec des alliés. Il y a cette charmante veuve du dernier roi légitime, et avec elle à vos côtés, tout serait plus facile.

Otton :

Qu'est-ce que vous proposez?

Henri :

Elle est des meilleures familles et veuve depuis trois ans, et vous êtes veuf depuis aussi longtemps. Epousez-la. Ce sera la meilleure politique.

Otton :

Je ne sais pas. Je pourrais être son père, mon fils est de son âge, et en plus je n'ai aimé d'autre femme qu' Edith ensevelie à Magdebourg.

Liudolf :

Et ma femme Itte est la première dame du royaume.

Henri :

Naturellement vous ne voulez pas que votre père revienne avec une jolie jeune femme qui donnerait une nouvelle vie à une cour qui en a assez d'être toujours en deuil. En plus elle pourrait avoir d'autres fils qui nuiraient à votre position d'héritier unique.

Liudolf :

Ah ça c'est trop fort.

Otton :

Ne recommencez pas avec vos querelles éternelles.

Un serviteur :

La reine veuve Adélaïde demande à vous voir.

Otton :

Laissez-la entrer

Adélaïde entre, veut s'agenouiller devant Otton, mais celui-ci la retient. Il est ébloui par sa beauté.

Otton :

Madame, je suis heureux de vous rencontrer enfin. Mon frère Henri m'a beaucoup parlé de vous. Veuillez vous asseoir dans ce fauteuil.

Liudolf :

Je vois bien que mon conseil et ma présence ne sont plus souhaités. Je vous demande le droit de me retirer.

Henri :

C'est la meilleure chose que vous puissiez faire.

Entracte devant le rideau

L'impératrice :

Nous nous sommes donc rencontrés. Otton m'a demandé de l'épouser, et c'est ainsi que je suis entrée pour la deuxième fois dans l'église Saint-Michel à Pavie pour me marier. Henri m'a beaucoup aidée, mais Liudolf était parti et ne voulait rien savoir de sa nouvelle belle-mère.

Nous sommes rentrés en Allemagne en automne pour un hiver long, noir et froid que je détestais, je suis restée là pendant dix ans. J'ai eu quatre enfants, mais mes deux premiers fils sont morts en bas âge. Liudolf et Henri sont morts, eux aussi. Ainsi mon dernier fils Otton était le seul héritier.

En 962 nous sommes revenus en Italie. J'étais heureuse de retrouver les lieux de mon enfance et de mon bonheur, le climat et la lumière du midi au lieu de la froideur du nord.

De Pavie, nous sommes partis pour Rome.

Scène : avant le couronnement impérial (962)

Rome, Palais du Pape

Otton, le Pape, Adélaïde, le margrave Géro

Géro :

Alors, tout est prêt pour la grande cérémonie de demain. Nos soldats longeront en double chaîne le chemin du palais jusqu' à l'église, pour vous saluer et pour vous protéger du peuple.

Le Pape :

Je doute que ces mesures de sécurité ne soient trop sévères et ne provoquent des réactions hostiles. Il y a une certaine opposition dans l'aristocratie romaine, mais il faut bien voir que, pour eux, actuellement, vous n'êtes, pardonnez-moi de parler franc, qu'un barbare nordique, un envahisseur militaire qui ne nous laisse pas de liberté.

Géro :

Mais c'est juste ce qu'il doivent comprendre. Face à l'anarchie romaine il faut un pouvoir strict et militaire. Un des premiers empereurs a dit : «Qu'ils nous haïssent tant qu'ils nous craignent». La peur des Romains est nécessaire pour le pouvoir impérial.

Le pape :

Ce n'est pas évident. Il vaut mieux gagner la confiance des Romains. Ils savent bien qu'il faut un renouvellement du pouvoir et de l'autorité, et Otton est la seule personnalité dans le monde latin qui puisse l'offrir et le garantir. Mais justement, pour le monde latin, il est un inconnu et un étranger, et nous ne savons pas où il va nous mener.

Mais il me vient une idée. Nous pourrions célébrer un double couronnement, celui de l'empereur et celui de l'impératrice. Pour le public ce serait comme une promesse de mariage, parce que pour nous, Adélaïde est la reine d'Italie, la représentante de notre monde, l'incarnation de l'esprit latin dans l'entourage du roi germanique. La couronne impériale d'Adélaïde rassurerait le peuple et l'aristocratie romaines.

Gero :

Je suis tout à fait contre. Nous voulons la stricte autorité du nouvel empereur garantie par nos soldats germaniques, et pas de compromis avec une impératrice suspecte de collaborer avec nos adversaires.

Otton :

Pas si vite. Je n'aime pas tellement l'idée d'être un empereur seulement à l'abri de son armée. Pour renouveler l'empire de Charlemagne, il me faut aussi la collaboration active et la confiance des gens importants en Italie et à Rome. Adélaïde, qu'est-ce que vous en pensez?

Adélaïde :

Comme Géro vient de le dire, l'armée qui nous accompagne ici, n'aimera peut-être pas cette solution, mais voilà le problème. Depuis notre séjour en Italie, je vois avec détresse que les malentendus et les querelles entre les gens d'ici et les nôtres augmentent. Plus on devrait collaborer, moins on se comprend. C'est une question de langue, parce que, en Germanie, on prononce même le latin différemment, mais surtout, c'est une question de mentalité. Si mon couronnement est un symbole pour améliorer la compréhension entre notre armée et le monde latin, je suis prête à me faire couronner.

Otton :
Comment se fait le couronnement d'une impératrice?

Le pape :
On n'a pas beaucoup d'exemples. Mais ce ne sera pas dans la même cérémonie, à côté de vous. Lors du couronnement de l'empereur, les femmes ne sont admises que sur les galeries, comme spectatrices. Je propose une autre cérémonie, l'après-midi, avec des litanies et des prières spéciales pour l'impératrice, pour son bonheur et celui de ses peuples. Cela fera une bonne et grande impression.

Otton :
Alors, faisons comme ça.
Géro, il faut changer tous les plans pour demain.

Entracte devant le rideau

L'impératrice :
Ainsi j'ai été couronnée impératrice à Rome en 962. Jusqu'en 972, nous avons vécu surtout en Italie, à Pavie et à Rome, et Otton a essayé d'imposer son autorité en Italie comme en Germanie. Mais c'était plus difficile parce que les aristocrates italiens étaient accoutumés à une certaine anarchie qui leur laissait beaucoup de libertés, et ils ne voulaient ni un gouvernement stable ni être gouvernés par des protégés d'un roi germanique.

Mais finalement tout a commencé à s'arranger. C'était aussi grâce à mon fils Otton, couronné lui aussi empereur en 967; il était plutôt de petite taille, mais énergique et endurant. Son éducation avait été très soignée, en latin et même en grec, et, tout jeune, il parlait avec la même aisance avec ses soldats et ses officiers tout comme avec des érudits ecclésiastiques.

En 970, il n'avait que quinze ans mais c'était un garçon brillant et doué. Mon mari Otton déjà surnommé le Grand vieillissait visiblement. Il était toujours fatigué, il s'endormait au conseil, ses difficultés avec le latin augmentaient, et parfois, il ne semblait plus comprendre les problèmes. Je me préparais à une vie sans lui où j'aurais la responsabilité pour notre création commune, l'empire en guidant et conseillant mon fils encore trop jeune pour cette grande tâche.

Mais au printemps 972 arriva Théophano, une princesse byzantine, qui se maria avec Otton et devint ainsi ma belle-fille. En même temps elle fut couronnée impératrice. Je voulais l'accueillir comme ma fille bien-aimée avec tout mon cœur, mais dès notre première rencontre elle se montra hautaine et insolente envers moi. Les grecs pensent toujours que leur tradition, leur langue et même leur christianisme sont plus valables que les nôtres.

En 973, nous étions retournés en Allemagne, Otton mourut, et mon fils était le seul empereur. Je faisais toutes les démarches nécessaires, je préparais les décisions et il n'avait qu'à signer. Au début tout allait à merveille. Mais après quelques mois, je sentis qu'il y avait une opposition à mon rôle de première conseillère, et qu'elle venait de la part de Théophano qui avait toutes les nuits pour agir contre moi, parce qu'Otton était très amoureux d'elle.

Scène : Palais Royal à Mayence (974)

Otton II, sa mère, Théophano et l'évêque Willigis de Mayence

Adélaïde :

Il y a encore une affaire à régler, la succession du duc de Souabe. Sa veuve Hedwige est la soeur du duc Henri de Bavière, votre cousin, et elle voudrait se remarier et faire de son nouveau mari le prochain duc de Souabe. A mon avis, c'est une très bonne solution.

Willigis :

C'est la même solution que pour l'évêché d'Augsbourg. Le nouvel évêque que vous avez choisi est un cousin du Duc de Bavière. Si nous suivons vos conseils, la Souabe et la Bavière seront dans la main de cette famille et nous ne pourrions même pas passer en Italie sans leur consentement.

Adélaïde :

Ne soyons pas méfiants. Le père du duc de Bavière était le frère et le conseiller intime de votre père, le grand Otton, et la collaboration avec cette famille est importante et positive pour nous.

Willigis :

L'ancien duc de Bavière a mené deux révoltes dangereuses contre votre père Otton et il a failli être exécuté pour la deuxième, et le duc actuel est surnommé Henri le Querelleur pour son caractère d'intrigant. Il faut donner la Souabe à quelqu'un qui ne soit pas lié à cette mafia bavaroise.

Adélaïde :

Pourquoi cette opposition contre une politique que je suis depuis plus d'un an? Mon fils, c'est à vous de décider, mais prenez en considération que je vous ai toujours bien conseillé pendant ces derniers mois.

Théophano (à Otton) :

Oui, c'est à toi de décider. Moi je propose ton neveu Otton, le fils de Liudolf comme successeur au duché de Souabe. Il a été élevé avec toi et Willigis, tu le connais du fond de ton coeur, et en tout cas, il n'est pas susceptible de collaborer avec le Querelleur.

Adélaïde :

Ah, le petit camarade d'école. Non, il est trop jeune, et il ne m'aime pas. En plus, j'ai déjà promis au duc de Bavière que c'était à lui de chercher un successeur. Ce serait fatal pour mon autorité de revenir maintenant sur ma décision.

Théophano :

Et voilà le problème. Vous n'avez pas cette autorité, mais vous agissez au nom de mon mari, et vous lui imposez des décisions stupides et dangereuses. Otton, c'est à toi maintenant d'être ton propre maître ou de rester le joujou de ta mère et de sa politique insensée.

Otton :

Je ne veux pas que vous vous querelliez. Mais moi aussi, je suis pour Otton.

Adélaïde :

Si c'est comme ça, je n'ai plus rien à faire ici. Je pars pour Pavie, jusqu'à ce que mon fils ait retrouvé la déférence qu'il doit à sa mère.

Reste avec ton nouveau conseil, ta femme, ton évêque et ton neveu. Un jour tu verras qu'il n'y a que moi qui t'aie bien conseillé et guidé. Adieu.

Entracte devant le rideau

L'impératrice :

Je suis partie pour l'Italie, et j'y suis restée seule pendant six ans. Mon fils a eu des difficultés avec le Querelleur, mais c'était dû à cette politique de méfiance qui venait de ma belle-fille. Enfin, en 980, Otton s'est décidé à retourner en Italie, et c'était bien nécessaire pour l'autorité impériale. Il est venu à Pavie, et l'abbé Maïeul de Cluny, votre prédécesseur, l'a mené à ma rencontre. Il s'est agenouillé devant moi, je l'ai relevé et embrassé, et j'ai tout de suite su, qu'il était malheureux, qu'il avait souffert de cette séparation encore plus que moi, et que les relations avec sa femme n'étaient plus très bonnes. A partir de là, j'ai souvent été avec lui et je l'ai conseillé comme avant. Théophano était occupée par son jeune fils Otton et n'avait plus beaucoup d'influence.

J'ai expliqué à mon fils la situation en Italie : les Arabes n'avaient pas seulement occupé toute la Sicile, ils envahissaient aussi le sud de l'Italie, qui appartenait à l'Empire de Byzance. Mais les militaires byzantins se cachaient dans les villes fortes et laissaient le pays à la merci des Arabes. Je lui dis qu'un vrai empereur devait protéger ses peuples et qu'il avait maintenant la possibilité de sauver le christianisme et de restaurer en même temps le pouvoir de l'empereur de Rome sur toute l'Italie. Otton trouvait cette idée brillante et il mena son armée vers le sud. Mais il ne put pas prendre la ville fortifiée de Tarente, et pire encore, il perdit toute l'armée dans une bataille contre les Arabes.

Il revint, furieux contre Théophano qui lui avait prédit cette issue. Il ordonna de rassembler une armée plus forte pour 984, mais en décembre 983, il mourut d'une fièvre ou plutôt d'une surdose de médicaments. En Allemagne, Henri le Querelleur s'empara de mon petit-fils Otton, qui n'avait même pas trois ans, mais avait été couronné roi à Aix-la-Chapelle. Henri voulait devenir roi ou au moins régent pour un roi mineur. Pour sauver les droits de mon petit-fils, je dus m'arranger avec ma belle-fille et le chancelier Willigis. En 984, Henri était prêt à nous rendre le petit roi, mais à ses conditions.

Scène : En Allemagne 984

Adélaïde, Théophano, le chancelier Willigis et le représentant d'Henri le Querelleur, l'évêque Henri

Henri :

Mon seigneur veut bien vous rendre le petit roi et renonce à toute prétention au trône ou à la régence, mais il exige qu'on lui restitue le duché de Bavière que feu l'empereur Otton lui avait enlevé. Le gouvernement impérial, c'est-à-dire les deux impératrices veuves et le chancelier, doivent renoncer à toute idée de poursuivre mon seigneur légalement pour ce qu'il a fait depuis la mort d'Otton. En plus, il demande à être reçu dans la famille royale comme un membre distingué et estimé.

Willigis :

C'est beaucoup pour un homme qui est célèbre pour ses parjures, qui a enlevé un enfant sacré pour ses objectifs sinistres et qui a perdu tout

soutien des seigneurs du royaume, Vous n'êtes pas dans une situation qui vous permette de formuler des conditions. En principe vous devez attendre un procès de lèse-majesté.

Henri :

Mais nous avons toujours le petit roi, et sans lui, vous n'avez pas d'autorité. Au besoin, il restera avec nous pour longtemps, et nous avons assez de places fortes pour nous retirer et nous défendre.

Adélaïde :

Je crois qu'il faut s'arranger. Henri est quand-même de la famille, et il a été duc de Bavière avant. C'était injuste de lui enlever le duché. Donc, on peut le lui restituer, et pour la famille, je vois une solution. Il peut épouser ma nièce Gisèle, fille du roi de Bourgogne, mon frère. Mais comment s'assurer de son honnêteté?

Henri :

Là, il n'y a pas de problème. En toute confiance je peux vous dire que mon seigneur a eu assez de difficultés. Il sera content d'être duc de Bavière et un serviteur fidèle du roi. Mais il demande des garanties au gouvernement.

Adélaïde :

Nous lui donnerons toutes les garanties nécessaires.

Théophano :

Comment est-ce que vous dites «nous» ? Le gouvernement, c'est le roi, et pendant sa minorité, il est représenté par sa mère. Donc c'est moi la régente, et c'est moi qui décide.

Adélaïde :

Mais on s'était mises d'accord pour agir ensemble.

Théophano :

Vous savez que ce n'était que pour résoudre la crise que le seigneur de ce monsieur a provoquée par son comportement indigne et criminel.

(à *Henri*) : Et voilà ce que vous pouvez dire à votre seigneur : La régence n'accepte pas de conditions. Vous rendrez mon fils demain. A Noël, le gouvernement préparera une nouvelle attribution de postes, et le duché de Bavière y sera inclus. La promotion au duché signifiera automatiquement la fin de toute poursuite judiciaire. Et si ma belle-mère veut donner sa nièce à ce caractère noble, je ne m'en soucie pas. Mais je vous préviens tout de suite que s'il se révolte encore une fois, rien ne le sauvera.

(à *Adélaïde*) : Madame, il n'y a qu'une régente, et c'est moi. Vous avez vos idées, et j'ai les miennes. Je ne supporte pas que vous vous mêliez de mes affaires. Donc, la meilleure solution pour vous serait de retourner à Pavie, de représenter le gouvernement impérial en Italie et de gérer vos possessions.

Entracte devant le rideau

L'impératrice :

Donc, il n'y avait pas de paix entre ma belle-fille et moi. J'ai passé les années suivantes surtout à Pavie et en Bourgogne, mais Pavie était un des centres du pouvoir, et Théophano ne voulait pas me laisser y participer. En

plus, je sentais le fardeau de l'âge, et je commençais à chercher une place paisible et loin du pouvoir pour finir mes jours et pour trouver le repos éternel. J'hésitais encore entre San Salvatore à Pavie et l'abbaye de Payerne, dans mon royaume natal. Un jour je voyageais avec le comte Manegold, un neveu d'une parenté un peu éloignée qui partageait mes sentiments pour la religion et ma vénération pour Cluny. C'était après la Pentecôte, en l'an 987, et nous étions sur un bateau pour remonter le Rhin de Spire à Strasbourg. Vers midi, nous nous arrêtâmes, parce que les pauvres gens qui devaient ramer étaient fatigués. Nous descendîmes, et tandis que nos gens préparaient le déjeuner, nous prîmes un petit sentier pour nous promener.

Scène : Au bord du Rhin, près du village de Seltz (987)

Adélaïde et Manegold se promènent, plus tard un couple de Seltz

Manegold :

Pour vous c'est quand-même plus agréable de voyager en bateau que d'être à cheval, mais le courant est très fort et je crains que nous n'arrivions à Strasbourg très tard. Je ne sais pas bien où nous sommes maintenant mais ça doit être encore loin.

Adélaïde :

Saint Matthieu nous dit : *Ne soyez point en souci pour votre vie. Regardez les oiseaux de l'air ; car ils ne sèment ni ne moissonnent ni n'amassent rien dans les greniers, et votre Père céleste les nourrit.* C'est aussi valable pour nous. Attendons ce qui arrive.

Et regardez un peu autour de vous. Vous sentez ici la paix et le repos que j'ai cherchés partout. Et mes bien-aimées cigognes me montrent le chemin. Continuons un peu sur ce sentier. Je voudrais bien savoir où nous sommes. Eh, bonnes gens, venez ici.

(Une paysan et une paysanne arrivent)

Manegold :

Nous sommes en route sur un bateau, et nous nous sommes arrêtés ici.

Quel est le nom de ce lieu ?

Le paysan *(s'agenouillant)* :

Votre majesté, je vous reconnais. Je vous ai vue il y a vingt ans quand vous étiez ici avec l'empereur Otton, votre mari. Vous vous trouvez au village de Seltz qui vous appartient, et nous serons très honorés de vous accueillir.

Adélaïde :

Vous voyez bien, que Dieu a tout prévu. Nous sommes ici chez nous, et c'est comme un signe que nous nous soyons arrêtés ici.

Peut-être resterons-nous un peu, peut-être même pour plus longtemps ou pour toujours. Nous pourrions construire une abbaye ici.

La paysanne :

Je ne sais pas si c'est une bonne idée. Le Rhin est un fleuve violent et irrégulier qui change son cours chaque année et les constructions humaines ne lui résistent pas.

Adélaïde :

Mais nous construirons un bâtiment en l'honneur de Dieu, et ce sera sa meilleure protection. En plus nous ferons ce travail en pierre solide.

La paysanne :

Il y a un autre problème. Après les flots, il y a les moustiques. Nos moustiques sont connus dans toute la région pour leur soif de sang frais.

Adélaïde :

Mais c'est juste ce qu'il faut pour protéger nos moines des tentations de la vie aisée. Manegold je crois que nous avons trouvé là où nous n'avons pas eu à chercher. Dieu nous l'a montré.

Je reste ici au village. Vous montez à Strasbourg et vous revenez avec des gens d'autorité pour tout fixer. Je ne sais pas combien de temps Dieu me laisse encore, mais il m'a montré aujourd'hui qu'il veut que j'emploie ce qui me reste de mes jours à cette oeuvre. Ce sera la plus grande et la plus importante abbaye de toute la région.

Allez, dépêchez-vous.

Entracte devant le rideau

L'impératrice :

Ainsi je suis restée à Seltz et j'ai commencé mon abbaye. C'était un travail difficile, parce que mon neveu Manegold est mort peu de temps après, et ma belle-fille m'empêchait de sacrifier tous mes biens pour cette oeuvre agréable à Dieu. Mais elle qui se sentait si forte, si jeune, si active, il a plu à Dieu de l'enlever en 991 à l'âge de 31 ans, et elle m'a laissée avec son fils, le petit Otton qui avait seulement onze ans. J'étais la régente, et j'employais mon pouvoir à préparer ma fondation de Seltz pour l'avenir en lui laissant des terres et des biens surtout dans les environs.

En même temps on travaillait à la construction de l'abbaye. Je passais souvent pour m'assurer du progrès de la construction extérieure. Pour l'intérieur, la vie spirituelle, c'est saint Maïeul de Cluny qui s'en occupait. Il cherchait des moines et des frères laïcs, et le service religieux a commencé dans le chantier avec le travail des maçons et des charpentiers.

Enfin, tout était prêt, la base économique de l'abbaye, la construction et la préparation du service de Dieu, même une place pour mon sarcophage, et ce fut la date de la consécration officielle, en novembre 996. Mais là, vous étiez déjà le successeur de saint Maïeul, et vous étiez avec nous pour ce grand jour.

Scène : Abbaye de Seltz (996)

Adélaïde, Otton III, l'évêque de Strasbourg, Willigis de Mayence, Odilon de Cluny et Eceman de Seltz

Willigis :

Nous voilà réunis pour la plus importante consécration d'une abbaye depuis longtemps. L'abbaye de Seltz est un joyau parmi les abbayes impériales.

L'évêque de Strasbourg :

Je ne suis pas tout à fait d'accord avec cette fondation. J'aurais préféré une abbaye sous mon autorité, Maintenant c'est presque comme un partage de mon évêché parce que tout le nord appartient à l'abbaye de Seltz, et l'abbé de

Seltz est indépendant, il est son propre évêque, et il est beaucoup plus riche que moi.

Willigis :

Oui. Mais il reste sous l'autorité de l'Empire et du pape.

Odilon :

N'oublions pas Cluny. L'abbaye de Seltz est une partie intégrale du réseau monastique dirigé par mon abbaye de Cluny, et c'est moi son supérieur spirituel, son vrai abbé, et il n'y aura pas d'abbé à Seltz sans mon consentement.

Otton :

Ni sans le mien. Il est vrai que Cluny est le supérieur spirituel, mais ma grand'mère a richement doté cette abbaye avec des biens et des terres qui appartiennent à l'Empire, et nous ne les laissons à l'Eglise que sous la condition de notre influence déterminante sur l'élection d'un abbé.

Odilon :

Et c'est ce que vous appelleriez une élection libre ?

Adélaïde :

Ne vous fâchez pas. Nous avons choisi Eceman, et il a été approuvé par tout le monde parce qu'il vient de Strasbourg, il a été moine à Cluny et il connaît la politique ayant été mon secrétaire au cours des dernières années. Donc il est toujours possible de trouver un candidat acceptable pour tous si on le veut.

Otton :

Et si on ne le veut pas ? Ce sera une question difficile. Mais nous n'y sommes pas encore. Nous sommes venus ici pour la consécration de l'abbaye de Seltz si chère à notre grand'mère, l'impératrice Adélaïde, et, il faut le dire, très chère aussi pour le trésor royal. On dit que rien n'est trop cher pour le service de Dieu, mais on dit aussi que Dieu ne veut pas des richesses de ce monde. Malheureusement l'église qui le représente, en veut, et cette abbaye de Seltz nous coûte des deniers dont nous aurions besoin pour d'autres projets. Nous ne pourrions pas continuer comme ça, mais c'est la fondation et la bonne volonté de grand'mère, et c'est pourquoi nous avons consenti à tout.

Adélaïde :

Otton, n'oubliez pas que j'ai beaucoup souffert et beaucoup travaillé pour assurer votre royauté. Il est vrai que j'ai usé de mon pouvoir pour accélérer et amplifier la réalisation de mon rêve, et cela en a valu la peine comme on le voit aujourd'hui. Mais un centre monastique au milieu de l'Empire et autour du sarcophage d'une impératrice, ce sera toujours bon pour l'Empire.

Odilon :

Une impératrice, c'est une grande dame de ce monde. Mais vous, pour nous, vous n'êtes pas une impératrice, mais une religieuse et presque une sainte. Il y a eu des miracles autour de vous, et il y en aura encore. Vous serez la patronne de l'abbaye et de toute la région.

Entracte devant le rideau

L'impératrice :

Depuis ce jour je suis restée presque toujours à Seltz. J'ai fini ma vie active, je vivais pour la prière et le service de Dieu. Mon petit-fils alla en Italie et se fit couronner Empereur, mais beaucoup de ses compagnons moururent et je craignis d'être la dernière de toute la famille. Mais heureusement il vit et il gouverne.

Mais cet été on m'a appelé en Bourgogne. Rodolphe, le fils de mon frère Conrad mort en 994 a beaucoup de difficultés avec ses nobles, et j'y suis allée pour les réconcilier. C'était très difficile, mais j'ai revu toutes les places de mon enfance, le palais à Orbe et à Saint Maurice, la belle ville de Lausanne et surtout Payerne où j'avais fondé une abbaye pour le souvenir de ma mère, la reine Berthe. J'ai reconnu beaucoup de choses, mais en même temps rien, parce que tout a changé et je ne connais plus personne. Me voilà de retour après un voyage de quatre mois. Je me sens très fatiguée. Je vais me retirer. Excusez-moi.
(elle s'en va, marquée par la fatigue)

Odilon

(après un certain temps, écrivant, il lit) :

Mais dans la même nuit elle eut une attaque de fièvre, et comme sa maladie empirait de jour en jour, elle sentait sa fin arriver. Mais elle restait toujours, à prier, selon ses forces, et elle ne voulait rien voir, ses yeux ne demandaient qu'à voir le Christ. Comme elle avait un peu repris des forces, elle insistait pour recevoir les saints sacrements. Après l'extrême onction elle reçut avec humilité et dévotion le sacrement de la communion avec le corps de notre seigneur sur lequel elle avait toujours fondé ses espérances et sa croyance.

Ayant retrouvé des forces grâce à l'hostie, elle dit aux prélats et aux serviteurs de Dieu qui étaient présents, de chanter les psaumes de pénitence et de rappeler les noms des saints selon la règle de l'église. Quand ils eurent commencé à chanter, elle chanta les psaumes avec eux, autant qu'elle le pouvait. Ainsi s'approcha l'an mil après l'incarnation du Sauveur et comme elle attendait avec les autres la fête de la naissance du Christ, quand décembre arriva à la fin de sa seizième journée, elle quitta cette vie pour s'élever dans la lumière pure de l'éternité.

Sa vie fut grande et belle, mais la grâce de Dieu se manifeste aujourd'hui par les miracles qui se produisent auprès de son tombeau.



Deckblatt des Video-Films
Gemeinde Seltz

2003 wurde ich von Ariane Lindemann angeschrieben, weil sie Lebensläufe für „Karlsruher Köpfe – Menschen, die man in Karlsruhe kennt“ sammelte und mich als frischen Ruheständler mit aufnehmen wollte. Meine Antwort will ich statt eines Lebenslaufs an den Schluss stellen.

LEUTE, DIE MAN IN KARLSRUHE KENNT

Frommer, Dr. Hansjörg

Geb. 3. April 1939 in Saulgau/Württ. (heute Bad Saulgau). Sternzeichen: Widder, aber nach Ansicht von Sternguckern kein typischer, und ich halte auch nichts davon.

Heutige Funktion: Rentner/Pensionär

Kulturbeauftragter der Deutsch-Italienischen Gesellschaft

Lebensstationen / Beruflicher Werdegang:

Ich stamme aus einer Lehrerfamilie und wurde auch deshalb selber wieder Lehrer. Studium in Geschichte, Französisch, Philosophie und Politischer Wissenschaft an den Universitäten Tübingen, Erlangen, Lausanne und wieder Tübingen.

Erstes Staatsexamen 1964 in Tübingen, Referendariat und zweites Staatsexamen 1966 in Rottweil, Promotion in Tübingen 1968 mit einer Arbeit über „Das Ideal der französischen Monarchie bei Montesquieu“. Studienassessor, Studienrat und Oberstudienrat 1966 bis 1972 am Gymnasium in Trossingen.

1972 bis 1974 mit dem Deutschen Entwicklungsdienst als Pädagogischer Berater an der Lehrerhochschule in Kandahar/Afghanistan.

1974 bis 1977 Lehrer am Otto-Hahn-Gymnasium in Karlsruhe- Waldstadt.

Meine Eltern waren nicht nur Lehrer, sondern nach dem Krieg in Schwenningen (heute Villingen-Schwenningen) sehr stark beim Aufbau der Volkshochschule engagiert. Ich war also auch hier positiv erblich belastet. Als die Volkshochschule Karlsruhe 1977 einen Hauptamtlichen Pädagogischen Mitarbeiter zur Betreuung der Kurse und der Kursleiter suchte, habe ich mich beworben und am 2. Januar 1978 dort begonnen. Von 1978 bis 2003 war ich für die Arbeit der Volkshochschule an vorderer Stelle mit verantwortlich, zuletzt als Pädagogischer Leiter. In diese Zeit fällt der Ausbau der Karlsruher Volkshochschule zu einer leistungsfähigen Einrichtung für die Umsetzung des überall geforderten lebenslangen Lernens, der Ausbau der Verwaltung und der pädagogischen Abteilung und der Umzug in die ehemalige Dragonerkaserne mit eigenen Unterrichtsräumen, EDV-Labor und Sonder-räumen für Zeichnen und Malen und für Gymnastik und Gesundheit. Ich hatte also das Glück, an einer fast ununterbrochenen Aufwärtsbewegung beteiligt zu sein, und als sich we-gen der Krise der öffentlichen Haushalte seit 2003 die Bedingungen für die Volkshochschule wesentlich verschlechterten, war ich schon auf dem Weg in den Ruhestand.

In der Volkshochschule war ich in erster Linie für die Sprachen verantwortlich, für die Planung und die Durchführung der Kurse und für die Betreuung der Kursleitenden. Ohne Englisch und Deutsch als Fremdsprache waren das pro Semester in 25 Sprachen etwa 200 Kurse und 120 Kursleitende. Dazu kam die Allgemeinbildung mit Philosophie, Literatur und Geschichte, mit Sonderthemenbereichen wie dem Forum oder den Europäischen Kultur-tagen. Das waren zwar weniger Veranstaltungen, aber sie mussten für jedes Semester neu erarbeitet werden und waren in der Planung und Betreuung deutlich aufwendiger. Zu diesen beiden Bereichen kam noch allgemeine Organisation und Verwaltung.

Zum eigenen Vergnügen und Ansporn machte ich auch selbst Vorträge und Kurse vor allem über Geschichte und Landesgeschichte. Aus dieser Tätigkeit erwachsen meine Bücher über „Die Illyrer“, über das Herzogtum Schwaben unter den Saliern und unter den Staufern, über mittelalterliche Kaiserinnen und das Gedenkbuch für die Kaiserin Adelheid 1999.

An der Volkshochschule habe ich geschätzt, dass wir ein hohes Maß an Eigenverantwortung und Selbstständigkeit hatten, kein Ministerium, um uns zu gängeln und zu verwalten, dass wir auf Entwicklungen schnell und unbürokratisch reagieren konnten und dass wir unsere Kursleiter wie unsere Teilnehmer nicht bewerten und benoten mussten, denn das war mir in der Schule immer mehr zum Problem geworden.

Hansjörg Frommer war über 25 Jahre an der Volkshochschule

Ein Mann für viele Sprachen

Entwicklung von einst 315 auf mittlerweile über 1 500 Kurse

DC. Wer kann sich den Marktplatz ohne Pyramide vorstellen? Genausowenig kann man sich wohl die Volkshochschule Karlsruhe (VHS) ohne Hansjörg Frommer vorstellen. Und doch geht zum Leidwesen aller Geschichts- und Sprachenfreunde die „Ära Frommer“ mit dem Beginn des neuen Semesters nach über 25 Jahren zu Ende. Von Hause aus ist der gebürtige Schwabe, der sich, wie er sagt, schon lange als echter Karlsruher fühlt, Gymnasiallehrer, der eigentlich nur ein befristetes „Gastspiel“ an der VHS geben sollte. Dass daraus über 25 Jahre wurden, obwohl sein Vertrag nie offiziell verlängerte wurde, war ein Glücksfall.

„Wir waren alle froh, einen Mitarbeiter mit so umfassendem Wissen und so vielerlei Begabungen zu haben. Er hat aus dem Familienbetrieb VHS mit seinen acht Mitarbeitern ein mittelständisches Unternehmen mit einer Bilanzsumme von zusammen 4,7 Millionen Euro und 29 Kolleginnen und Kollegen gemacht“, sagte VHS-Leiter Werner Kiener beim Dozentenfest. Was sich hinter dieser Arbeit verbirgt, bestätigen die Zahlen: Bei Frommers Dienstantritt 1978 waren es noch 315 Kursangebote. Wer sich heute einschreiben will, der muss zuvor das dicke „Kursbuch“ mit über 1 500 Kursen und Veranstaltungen zu Rate ziehen.

„Meine Arbeit an der VHS mit unzähligen, unbezahlten Überstunden war auch mein Hobby und neben der organisatorischen Arbeit habe ich viele eigene Vorträge und Kurse mit einem treuen Stammpublikum gehalten“, sagt Frommer.

Schon seine Eltern waren beide große An-

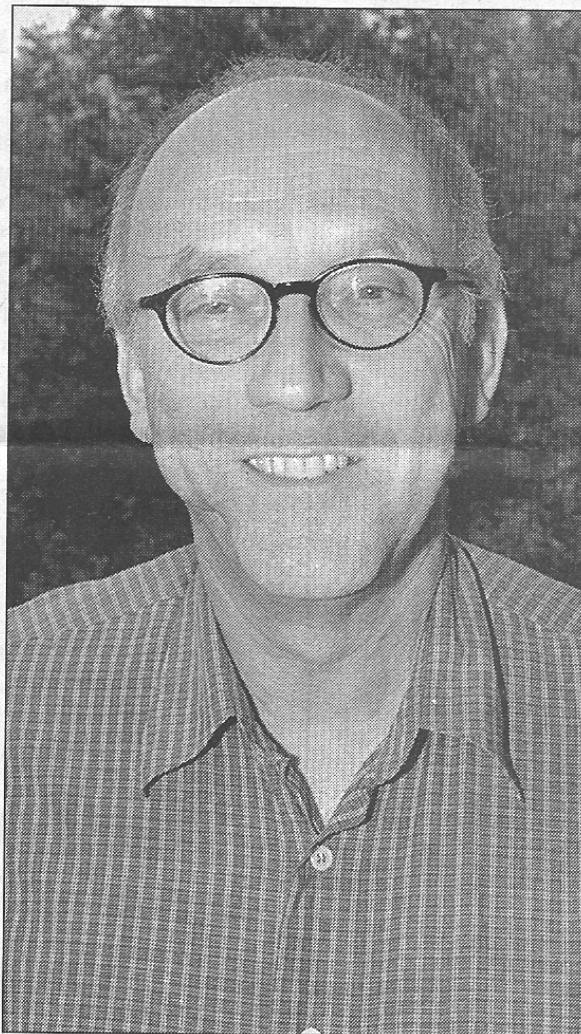
hänger der Volkshochschulidee. „Und meine Mutter war die letzte nebenamtliche Leiterin der Volkshochschule Schwenningen. So war die VHS bei uns daheim regelmäßiger Gesprächsstoff, und ich habe viele Vorträge gehört, in die wir fünf Buben abkommandiert wurden, nur weil meine Mutter befürchtete, es würden nicht genug Leute kommen“, erzählt Hansjörg Frommer.

Wie er sein Arbeitsfeld mit dem Schwerpunkt Sprachen gemanagt hat, ist für einen Laien unvorstellbar.

„Ich war zunächst für alle Sprachen zuständig: Im ersten Semester 2003 für 27 Sprachen, 260 Kurse und etwa 90 Kursleitende, meist Ausländer, ihre Auswahl, Beratung, Einführung und Fortbildung.“ Die VHS, ein Mikrokosmos mit 24 spanischen Kursleitern, 18 Italienern und 15 Franzosen, aber auch Arabern, Türken und sogar einer Isländerin. Damit ist die Liste der Fachbereiche für die er zuständig war, noch lange nicht vollständig: Philosophie, Literatur, Geschichte und aktuelle Reihen, Begleitung der Europäischen Kulturtage und Vorträge gehören dazu.

Daneben sind fünf Bücher entstanden, unter anderem sein Geschichtswerk über die Kaiserin Adelheid (zweisprachig). Ein Lieblingskind des Romanisten Frommer, der viel zur Kooperation mit dem französischen Nachbarn beitrug und im elsässischen Seltz, wo Kaiserin Adelheid in ihrem Kloster starb, neue Akzente setzte.

Aus und vorbei? Frommer lacht verschmitzt. „Ich habe schon wieder eine Aufgabe, Ideen für Vorträge und Kurse.“ Seine Fangemeinde wird darüber glücklich sein.



DIE ÄRA FROMMER geht an der Volkshochschule nach über 25 Jahren zu Ende. Foto: Donecker

Auswahlbibliographie

- Hansjörg Frommer: Das Ideal der französischen Monarchie bei Montesquieu.
Dissertation Tübingen 1968
- Hansjörg Frommer: Die Illyrer. Viertausend Jahre europäischer Geschichte.
Vom dritten Jahrtausend bis zum Beginn der Neuzeit.
INFO Karlsruhe 1988
- Hansjörg Frommer: Die Salier und das Herzogtum Schwaben.
INFO Karlsruhe 1992
- Hansjörg Frommer: Spindel, Kreuz und Krone. Herrscherinnen des Mittelalters.
INFO Karlsruhe 1993
- Hansjörg Frommer (Hrsg): Ein Fluss – drei Länder. Gemeinsame Vergangenheit –
Gemeinsame Zukunft. Deutsch und Französisch. Übersetzung Liliane Obreiter.
Zum Dreiländerkongress Jugend – Bildung – Beruf Straßburg November 1995
- Hansjörg Frommer: Die Perle der Krone. Die Staufer und ihr Herzogtum Schwaben.
INFO Karlsruhe 1996
- Hansjörg Frommer (Hrsg): Adelheid – Kaiserin und Heilige 931 bis 999.
Deutsch und Französisch. Übers. Liliane Obreiter. INFO Karlsruhe 1999
- vhs sprachenschule: Handreichungen zur Vorbereitung, Planung und Umsetzung.
Loseblattsammlung. Neubearbeitung Juli 2001 (Mitarbeit und Endredaktion)
Volkshochschulverband Baden-Württemberg, 70771 Leinfelden-Echterdingen
- Baden-Württemberg – Land der Geschichte. Bausteine zur Landesgeschichte.
Materialien für das VHS-Langzeitprojekt 2001 / 2002
Volkshochschulverband Baden-Württemberg, 70771 Leinfelden-Echterdingen
- Arbeitshilfen für die Erwachsenenbildung. Zeitschrift der PAE Baden-Württemberg
- Kooperationsmodelle bei der VHS Karlsruhe, 1999
 - Pädagogische Randnotiz, 2002.
- Seniorenbildung im Ehrenamt. Die Senioren-Volkshochschule Villingen-Schwenningen
1978 – 2003- Schriften der PAE 22, Neckar-Verlag Villingen 2003.
- Nachwort in: Gaby Hauptmann, Die Lüge im Bett, Piper München 1997.
- Kapitel „Die Illyrer“ in: Frühe Völker Europas, Brockhaus Mannheim 1997
Lizenzausgabe Theis Stuttgart 2003
- Aufsätze in „Zielsprache Französisch“, Max Hueber Verlag:
- Konsequenzen aus dem GBS für die praktische VHS-Arbeit. 4, 1979.
 - Teilnehmerbefragung bei der VHS Karlsruhe. 4, 1980.
 - Verschiedene Buchbesprechungen
 - Die vhs sprachenschulke als Grundwiderspruch. 3, 1996.
 - Victor Klemperer, die Romanistik und die Volkshochschule. 2, 1997.
 - 50 Jahre VHS Karlsruhe – 50 Jahre Französisch an Volkshochschulen. 1, 1998.
- Buchbesprechungen für epd (Evangelischer Pressedienst).
- Said Musa Samimy: Afghanistan – Tragödie ohne Ende? (2003)
 - Conrad Schetter: Ethnizität und ethnische Konflikte in Afghanistan (2003)
 - Rupert Neudeck: Jenseits von Kabul. Unterwegs in Afghanistan (2003)
- Volkshochschule Karlsruhe
- Mitautor vor allem bei den Publikationen zum Jubiläum 1997